

Liebe Leserinnen und Leser,

Im zweiten Heft des Jahres 2018 wird es um den Begriff der Abstinenz gehen. Die Abstinenzregel konstituiert zusammen mit der Grundregel – freie Assoziation seitens des Analysanden, gleichschwebende Aufmerksamkeit seitens des Analytikers – die psychoanalytische Behandlungstechnik. Nur in Synergie entfalten diese psychoanalytischen Werkzeuge im Rahmen der Stunden ihre analysierende Wirksamkeit.

Die Abstinenzregel »beschreibt den behandlungstechnischen Grundsatz der weitestgehenden Nichtbefriedigung der durch die Übertragung beim Analysanden hervorgerufenen Gefühle und Wünsche in Bezug auf den Therapeuten, sowie dessen Enthaltungsverpflichtung im Rahmen der Gegenübertragung« benennt erstaunlich präzise Wikipedia (<https://de.wikipedia.org/wiki/Abstinenzregel>, 9.6.2018) deren Inhalt. Dieser Verzicht auf unmittelbare Befriedigung, den die beiden Protagonisten der Kur vereinbaren, wenn sie ihr Arbeitsbündnis eingehen und den Rahmen des analytischen *Procederes* festlegen, gilt bis heute, auch wenn es technische Erweiterungen, Neuerungen gibt. Aufschieben ist dabei das Zauberwort, warten können, bis sich ein Einfall zeigt, eine Bedeutung erscheint, ein fixierter Zusammenhang zerreißt oder ein noch nicht vorhandener sich einstellt oder ein Gedanke gedacht werden kann. Dieser Aufschieben steht im Dienste des Lebens und ist, bei allem Schmerzlichen, was mit der analytischen Kur verbunden sein kann, nicht ohne Lust, die der Neugier und der Einsicht, der Erkenntnis und dem forschenden Denken innewohnt und mit einem Gewinn an Lebendigkeit und Flexibilität verbunden ist. Grundlage für die Fähigkeit, warten zu können, ist eine Portion Masochismus, den Benno Rosenberg (2005) in der *ZpTP* 20 einen lebensspendenden erogenen Masochismus nennt, der den Triebaufschieben, jene vielleicht wichtigste Errungenschaft in der Entwicklung, ermöglicht. Die Fähigkeiten des Aushaltens von Nichtwissen und Nichtverstehen werden heutzutage neben dem Aushalten der Nichtbefriedigung betont.

Die Kur wird in der Entsagung durchgeführt, was heißt, dass dem Analysanden, der alles sagen (fühlen, fragen, denken) darf, »was ihm durch Kopf (Herz und Körper) geht«, auch wenn es ihm anstößig, unwichtig erscheint, ein Konflikt und eine gewisse Begrenzung zugemutet wird und dass der Analytiker seinerseits darauf verzichtet, vorschnell zu wissen und ein »Gelege« (de M'Uzan, 2006, *ZpTP* 21) nach eigenem Bedarf im analytischen Raum bzw. in der Psyche seines Analysanden anzulegen. Die Abstinenz verpflichtet ihn dazu, alles, was sich in ihm regt, in den Dienst seines Hörens und Deutens zu stellen. Es geht darum, einen nicht schon gefüllten Rahmen auszuspannen, den Raum

offen zu halten für wechselnde potenzielle Bedeutungen, für Chimären, welche aus den psychischen Spannungsfeldern beider Beteiligten hervorgegangene, mehrfach determinierte Geschöpfe sind, die in der Sprache erscheinen.

Nicht eine gesetzlich eigens formulierte Abstinenz des Analytikers macht die Ethik der Psychoanalyse aus, sondern ihre Ethik besteht in der gewissenhaften Anwendung der behandlungstechnischen Prinzipien, ist ihr sozusagen inhärent.

Der Schwerpunkt liegt in diesem Heft auf der Abstinenz in der Kinderanalyse. Die drängende Unmittelbarkeit von Kindern, die existenzielle Ungeduld von Adoleszenten scheinen keinen Aufschub zu dulden, machen es dem Analytiker oft schwer, abstinenz zu sein bzw. seine abstinente Haltung, die ihm immer wieder abhandenkommt, von Stunde zu Stunde wieder zu finden. Ein Wechsel aus Fordern und Verweigern, der Einsatz von Körperlichkeit und Handeln und die unabdingbare Mitwirkung der Eltern lassen die Abstinenz unweigerlich zum Problem werden, was bei Falldiskussionen oft zu Kontroversen führt. So auch im folgenden Fall.

Rodolfo Rodriguez beschreibt anhand von zwei Kinderanalysen einen Prozess, der *Vom perzeptiv-halluzinatorischen zum triangulierten Spiel mit Vorstellungen in der Arbeit mit früh traumatisierten Kindern* verläuft (vgl. dazu auch Rodriguez, 2013, ZpTP 28). Die gewohnte Form der Abstinenz scheint hier gar nicht zu gelten: Der Analytiker spielt phasenweise das vom Kind aufgezwungene repetitive Spiel eins zu eins mit, enthält sich der Deutung, achtet jedoch auf eigene Phantasien, die ihm beim Spielen kommen, die er aber nicht in Deutungen umsetzt. Weil solch ein repetitives Spiel halluzinatorisch einer frühen Wahrnehmungsspur folge, die das Kind nicht habe symbolisieren können, die der Analytiker nicht kennt und nicht versteht, müsse das Spiel so lange wiederholt werden – in diesem Fall jeweils über Monate –, bis aus Wahrnehmung endlich Erinnerung würde und es damit zu seinem natürlichen Ende finde. Wieso jedoch das Spiel schließlich endet und ein nächstes, Monate dauerndes, repetitives Spiel beginnt, und weshalb es den jungen Patienten bald besser geht in ihrem Lebensumfeld, ist die Frage: Des Autors Hypothese ist, dass diese repetitiven Spiele eine primäre Symbolisierung in Gang setzten, wodurch die traumatisierende Qualität des Erlebten sich ermäßige. Es bedürfe keiner besonderen Verbalisierung; der Parallelvorgang im Analytiker, der seinerseits eigene traumatisierende Element phantasiere, ja halluziniere, zeuge von affektiver hilfreicher Abstimmung, die früher gefehlt habe. Diese der Traumabewältigung dienenden Spiele würden dann zur Basis für spätere Spiele mit sekundärer Symbolisierung im ödipalen Register von Wunsch, Begehren und Identifizierung. Dann erst werde es möglich, die verschiedenen affektiven Konflikte durchzuarbeiten, die die archaisch-infantile Geschichte des repetitiven Spiels bestimmt hätten.

Lucia Pinschewer-Häfliger betont in ihrer *Diskussion zu R. Rodriguez: Die Kinderanalyse und der Grundsatz der Abstinenz*, dass in Fällen früh und schwer traumatisierter Kinder ein erweiterter, bereits von Freud vorgesehener Begriff der Abstinenz nötig sei: Die Handhabung der Abstinenz solle nicht nach starren Regeln erfolgen, sondern so, dass die Haltung des Analytikers für die Übertragungsentwicklung förderliche Bedingungen schaffe, um die Darstellbarkeit des Traumas überhaupt erst zu ermöglichen. Sie kommt zum Ergebnis, dass im vorliegenden Fall, wo »der Baloo-Analytiker [...] den Mowgli-Bob eine ganze Sitzung lang – mehr noch – drei Monate lang, drei Sitzungen pro Woche, durch die Gefahren des Dschungel-Therapieraumes trägt« (S. 159 in diesem Heft) und sich auf kurze Kommentare des Spiels beschränkt, mittels der repetitiven, in feiner affektiver Abstimmung geführten Spiele ein Prozess ins Werk gesetzt werde, der das Trauma allmählich darstellbar mache, was heilsam wirke; aus im Spiel aktualisierten Wahrnehmungsspuren würden via Wiederholung (gemeinsam geteilte) Erinnerungsspuren und in der Resonanz einer repetitiven Gemeinsamkeit würde das traumatisch gefährdete Selbstgefühl gefestigt. Der Analytiker benutze das Spiel nicht zur eigenen Befriedigung, sondern stelle seine Gegenübertragung – die halluzinatorischen Momente seiner eigenen Traumata – in den Dienst des Spiels. Sie erweitert den Begriff der gleichschwebenden Aufmerksamkeit des Hörens um ein gleichschwebendes Empfangen aller sensorisch-motorischen »Einfälle«. Dieses gleichschwebende Empfangen einer jeden Gabe oder Währung stehe als Prinzip über einer streng nach Gesetz gehaltenen Abstinenz. Damit stellt sich allerdings die Frage, ob nicht die Haltung der Abstinenz genau dazu dient, die unterschiedlichen Währungen – Einfälle, Spiel, Halluziniertes, Agiertes, Wiederholtes – schlussendlich in Sprache umzumünzen.

In diesem Sinne fragt Dieter Bürgin in seiner *Diskussion zu R. Rodriguez: Der Fall Bob*, wie viel an Spiel, wie viel an Wiederholung es brauche, damit der Analytiker eine angemessene Stichprobe für eine deutende sprachliche Intervention finde. Das Kind sei und bleibe Autor und Regisseur der Spielhandlung, müsse aber auf einen Analytiker treffen, der standhalte (use of an object) und sich nicht narzisstisch zur kompensatorischen Auffüllung missbrauchen lasse. Repetitives Spiel führe nun mal nicht zu seelischer Arbeit und Transformation, sondern suche nichts anderes als narzisstische Gratifikation. So verständlich dieser Versuch auch sei, in der Wiederholung Herrschaft über das erlittene Trauma zu erlangen, so vergeblich sei es, an der Vergangenheit etwas ändern zu wollen. So bleibe die Frage offen, wie das lustvolle Spiel zu begrenzen und der kleine Patient zu gewinnen sei für die analytische »Arbeit«, die auch kreatives – nicht nur repetitives – Spiel ermögliche. Denn letztlich finde die Analyse, auch die der Kinder, in der Versagung statt. Das Denken entstehe dort, wo die Omnipotenz der Illusion nicht mehr wirksam ist und der

Analytiker als Helfer beim anstrengenden Suchen nach Worten für verborgenes Erleben gebraucht werde – der seinerseits stets nach dem analytischen Ort für entsprechende Interventionen suche. Für diese suchende Ermöglichung der analytischen Arbeit braucht es – kann man erschließen – für beide Beteiligten die Abstinenz. Bei allem Respekt für die in sich schlüssige Haltung des Analytikers im beschriebenen Fall nimmt Dieter Bürgin dazu eine kritische Distanz ein und stellt die unterschiedlichen impliziten und expliziten Grundannahmen zur Diskussion.

Marlies Garbsch gelingt unter dem Titel *Abstinenz. Zu den Ursprüngen eines behandlungstechnischen Konzepts* aufs Beste das schwierige Unterfangen, das Entstehen dieser Idee im Denken Freuds aufzuspüren und die Geschichte dieses Ringens um die Bedeutung der Abstinenz so genau wie möglich mit allen Revisionen und Erweiterungen und dann doch wieder neuerlich notwendigen Restriktionen lustvoll-nachdenklich so zu zeichnen, dass jeder Analytiker an diesem Text nebst großem Erkenntnisgewinn sein Vergnügen haben kann. Sie erinnert z. B. an den zur Abstinenz gehörenden Begriff des unbewussten Gedächtnisses, eine Art Arbeitsspeicher, wohin Gehörtes beiseitegedrängt (nicht verdrängt!) und vorübergehend aufgehoben werde, bis ein neuer Einfall es aufrufe. Sie klärt die Begriffe der Abstinenz/Neutralität/Indifferenz, die oft synonym verwendet würden, sich aber oft schlicht der Übersetzung von einer Sprache in eine andere oder auch von einem Wissenssystem in ein anderes verdanken. Sie erinnert an Freuds Vorstellung einer Verpflichtung zur Abstinenz, die zum sorgsamem Umgang mit dem explosivem Material gehöre, mit dem wir es – ganz wie der sorgsam arbeitende Chemiker – zu tun haben. Die Klarstellung Freuds gegenüber Ferenczi, dass ein Küssen des Patienten immer zu weit gehe, gehört in die langjährige, höchst kreative Auseinandersetzung der beiden, die Marlies Garbsch sehr nachvollziehbar darstellt – *und* der Frage nachgeht, ob in schwierigen Zeiten der Stagnation eine aktive Haltung des Analytikers gefragt sei oder das rezeptive Unbewusste des gleichschwebenden Hörens genüge. Eine Auseinandersetzung, die bis heute das Denken der Analytiker befruchtet, sobald sie um eine fallbezogene Definition der Abstinenz und nicht nur um Regelkriterien ringen.

Dieser Schlagabtausch zur Abstinenz zwischen Ferenczi und Freud liest sich übrigens wie eine Illustration zu Freuds Überlegungen zur Ablehnung der Weiblichkeit, die er ja in der Analyse mit Ferenczi entwickelt hat. So als müsste Ferenczi die Abstinenzdefinitionen Freuds stets ablehnen, weil ihm Zustimmung als Unterwerfung erschiene, um dann mit eigenen Abstinenzbegriffen dagegenzuhalten, die wiederum von Freud abgelehnt werden, der damit jedoch die Anerkennung gewisser analytischer Notwendigkeiten einfordert. Nachträgliche Akzeptanz und erneute Verweigerung treiben dieses gekonnte Diskutieren und die Erweiterung der Theorien voran. Manchmal denkt man auch an

ein Squiggle: Ich mach einen Kringel und du machst was draus, dann machst du den Kringel ...

Um die Abstinenzregel in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen geht es nun genauer bei *Brigitte Jakobowics: Was hat ein Telefonapparat mit der persönlichen Frage zu tun? Psychoanalytische Überlegungen zur Abstinenzregel in der Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen*. Die Autorin plädiert dafür, zu bedenken, dass in der Psychoanalyse bedeutsam ist, was ein Analysand tatsächlich sagt, und nicht, was er ausdrücken möchte. Deshalb seien auch direkte, unverblünte Fragen, wie sie Kinder und Jugendliche stellen, nicht unmittelbar zu beantworten; denn das Problem einer gegebenen Antwort ist, dass die Vieldeutigkeit der Frage mit der Befriedigung verlorengeht. Andererseits werden drängende Fragen, Bitten um Telefonate oder E-Mails nicht durch Deutungen zu befriedigen sein. Denn das, worum einer bitte, sei nicht unbedingt das, was er verlange – weshalb es eines sorgsam Abwartens und Abtastens bedarf, um zu klären, welcher – latente – Wunsch, welche Angst, welche Abwehr in einer Frage stecken könnten. So wie der Traum eine Deutungsarbeit braucht, so brauche auch die direkte Frage, Bitte, Forderung eine geduldige, klärende »gleichschwebende« Arbeit, um sich zu Gehör zu bringen. Und das gelingt nur in einer abstinenteren Haltung.

Wie immer folgt im zweiten Heft eines Jahrgangs an dieser Stelle nun die Sigmund-Freud-Vorlesung des Vorjahres. Ein besonderes Jubiläum, denn es ist die 30. Sigmund-Freud-Vorlesung, die diesmal *Christa Rohde-Dachser* unter dem Titel *Über Todesgewissheit, Todesverleugnung und das Bedürfnis, zu glauben – Freuds Einstellung zum Tod und die Wiederkehr des Verdrängten* gehalten hat. *Vera King* stellt mit ihrer *Laudatio die* berühmte Vortragende vor. Psychoanalytikerin, Soziologin und emeritierte Professorin für Psychoanalyse, hat sie nicht nur zur Gründung der psychoanalytischen Universität, sondern mit ihrer Stiftung auch zu deren Erhalt beigetragen.

In einer tiefenhermeneutischen Analyse untersucht *Christa Rohde-Dachser* verschiedene Texte Freuds, Ereignisse seines Lebens, seine Bibellektüre im Kontext seiner Sammlung antiker Figuren und sein theoretisches Konzept der Trieblehre unter der Fragestellung, wie er es mit der Religion halte, ob seine Einstellung zu Tod und Glauben seinen theoretischen Annahmen tatsächlich entsprechen. Gilt er doch vielen als der atheistischste Denker seines Jahrhunderts, der die Religion für überwunden ansah, weil die drängenden Fragen der Menschen nach einer möglichen Gotteserfahrung und einem Leben im Jenseits, wenn überhaupt, an die Wissenschaft gestellt und von dieser beantwortet werden müssten. Religiöse Repräsentanzen waren ihm in diesem Sinn psychische Reminiszenzen an die idealisierten Eltern. Im Tod sah er die Rückkehr des Organischen ins Anorganische, aus dem das Leben einmal hervorgegangen ist. Mit *Kristeva* findet *Rohde-Dachser* im Glaubensbedürfnis eine anthropologi-

sche Konstante, die, wie sie meint, eben auch in Freud wirksam gewesen sein müsse und sich in einem Subtext tiefenhermeneutisch erschließen lassen könne: dass nämlich Freud seinen aufgegebenen Kinderglauben, der mit seiner katholischen Nanny und seinem idealisierten Vater verbunden war, wiederzufinden versuche und in eine Erlösungsvorstellung des Todes eingearbeitet habe als eine spezifische Form männlicher Sinnsuche, in welcher der Tod unbewusst als Ort der Erfüllung erlebt werde, nach dem der Mann ein Leben lang auf der Suche wäre. Zur Anschauung gebracht werden ihre Thesen mittels sehr schöner bildlicher Darstellungen, die den Lesern zugänglich zu machen und hier abzdrukken der Autorin ganz besonders wichtig war.

Als Kontrapunkt ein paar Worte zu Julia Kristeva, auf die sich Rohde-Dachser explizit bezieht: Kristeva hat 2014 mit ihrem Buch *Dieses unglaubliche Bedürfnis zu glauben* tatsächlich die Glaubensfrage aufgeworfen und ins psychoanalytischen Denken zurückgebracht. Das Glaubensbedürfnis kann ihr als anthropologische Konstante gelten, weil die vom Vater garantierte symbolische Fähigkeit des Menschen auf dem Glauben beruhe: Sie bezieht sich auf Paulus »Ich habe geglaubt, darum habe ich geredet« (2. Brief an die Korinther) und folgert: »Weil ich glaube, spreche ich, glaubte ich nicht, würde ich nicht sprechen; an das was ich sage, zu glauben, und darauf zu beharren, es auszusprechen, entspringt der Fähigkeit, an den anderen zu glauben.« (Kristeva, 2014, S. 15) Das »ich glaube, dass ich wissen kann« mache das Sprechen in der Analyse aus. Dieses immer unterschätzte besondere Sprechen eröffne die Möglichkeit, den »Sinn unendlich zu konstruieren, zu dekonstruieren – vom Bedürfnis zu glauben zum Begehren zu wissen und umgekehrt« (ebd.). Damit treten Glauben, Wissen, Sprechen in einen unaufhörlichen, ineinander konvertiblen Prozess, der zwar keine Erlösung, keine Befreiung vom Todestrieb verspreche, diesem jedoch Einhalt gebieten könne, weil das Sprechen in der Psychoanalyse »ihn verschieben, umleiten, zerstreuen kann« (a.a.O., S. 14) – den Tod eine Weile aufschieben könne.

Erlösungsvorstellung im Tod bei Rohde-Dachser, Aufschub des Todes bei Kristeva – ganz unterschiedliche Wege, das Glaubensbedürfnis zu denken.

In der Rubrik »Gedankensplitter« bekundet *André Haynal* mit seinen träumerischen Gedanken zu *Sándor Ferenczi heute* diesem eigenwilligen, ideenreichen Psychoanalytiker seine ganz persönliche Reverenz. Das ist denn auch der Auftakt zu unserem Vorhaben, in nächster Zeit (2019) Sándor Ferenczi ein eigenes Heft zu widmen.

Das vorliegende Heft schließt mit *Thomas Charliers* Rezension einer Arbeit von *Ingeborg Goebel-Ahnert: Pathologische Trauer und chronische Depression*, worin diese in einer Einzelfallstudie das Ziel einer multiperspektivischen Betrachtung des Erfolgs einer psychoanalytischen Behandlung beschreibt, die im Rahmen der LAC-Depressionsstudie durchgeführt wurde. Ihre Ergebnisse

zeigen die vielfache Wirksamkeit der psychoanalytischen Methode: Psychoanalytiker dürfen auch manchmal stolz sein auf ihre Arbeit, darauf vertrauen, dass sie glauben dürfen an das, was sie wissen.

Freiburg, 16. Juni 2018

Erika Kittler

Literatur

- de M'Uzan, M. (2006): Die Analysestunde – eine erogene Zone? *ZpTP* 21, 186–196.
- Kristeva, J. (2014): *Dieses unglaubliche Bedürfnis zu glauben*. Gießen: Psychosozial.
- Rosenberg, B. (2005): Todestrieb und Triebmischung oder Der Todestrieb in der Konstruktion des Objekts und des psychischen Apparats oder Der Todestrieb und die masochistische Dimension der Existenz. *ZpTP* 20, 40–59.
- Rodriguez, R. (2013): Szenische Wiederkehr traumatischer und archaischer Erfahrungen während der Sitzung. *ZpTP* 28, 177–191.